

Erscheinung täglich Abends
Son- und Festtage ausgenommen. Bezugspreis vierteljährlich bei der Geschäfts- und den Ausgabestellen 1,80 Mk., durch Boten ins Haus gebracht 2,25 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk., durch Briefträger ins Haus 2,42 Mk.

Thorner

Anzeigengebühr
die 6spalt. Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg., für hiesige Geschäfts- und Privatanzeigen 10 Pfg., an bevorzugter Stelle (hinterm Text) die Kleinzeile 30 Pfg. Anzeigenannahme für die Abends erscheinende Nummer bis 2 Uhr Nachmittags.

Ostdeutsche Zeitung.

Schriftleitung: Brückenstraße 34, 1 Treppe.
Erscheinung 10—11 Uhr Vormittags und 3—4 Uhr Nachmittags.

Anzeigen-Aannahme für alle auswärtigen Zeitungen.
Fernsprech-Ausgang Nr. 46.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.
Öffnet von Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.

(Nachdr. verb.) nh. Berlin, 11. November.

Der Sturm, der für heute erwartet wurde und ein sehr zahlreiches Publikum auf die Tribünen gezogen hatte, ist ausgeblieben. Allerdings ist er nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben, und zwar auf morgen. Der Grund, der die Mehrheit in letzter Stunde veranlaßt hat, von ihrer festen Absicht, den sog. Antrag Nischbichler auf die morgige Tagesordnung zu setzen, abzugehen, liegt darin, daß der Mittwoch allem Herkommen gemäß als sog. Schwerinstag gilt und als solcher den „Anträgen aus dem Hause“ gewidmet ist. Die Zollmehrheit behauptet nun, daß ihr Antrag auf Abänderung der Geschäftsordnung nicht zu diesen „Anträgen aus dem Hause“ zu rechnen sei. An sich wäre das ja eine ziemlich nebensächliche Frage, aber bei der jetzigen Lage der Dinge ist sie praktisch von der allergrößten Bedeutung. Denn die Geschäftsordnung bestimmt, daß die „Anträge aus dem Hause“ in der Reihenfolge ihrer Einbringung erledigt werden, und wenn auch die Mehrheitsparteien auf den Vorrang ihrer früher eingebrachten Anträge verzichteten, so liegen doch genug ältere freisinnige und sozialdemokratische Anträge vor, um die Beratung des neuen Antrags völlig zu vereiteln. Die Zollmehrheit stellt sich demgemäß auf den Standpunkt, daß ihr Geschäftsordnungs-Antrag nicht jenen sachlichen Anträgen aus dem Hause gleichzustellen sei, und um auch jeden Schein einer Konzession an die Auffassung der Linken zu vermeiden, wollen sie davon absehen, die Beratung an einem Mittwoch vorzunehmen. Diese Erwägungen veranlassen nun aber die Linke zu einem sehr geschickten Vorstoß. Als der Präsident am Schluß der Sitzung vorschlug, morgen in der Beratung des Zolltarifs fortzufahren, beantragte sie, einen Schwerinstag endlich einmal einzuschleiben, da der Reichstag doch auch noch andere Dinge zu thun habe, als nur die Tarifvorlage zu beraten. Der Antrag wurde schließlich abgelehnt, aber er gab mehreren Rednern der Linken doch Gelegenheit zu wirkungsvollen, volkstümlichen Ausführungen, während Dr. Bachem (Z.), der sich zum Wortführer der Mehrheit aufgeschwungen hatte, in seinen Argumentationen nicht gerade sehr glücklich war.

Direkt betrübend für die Zollmehrheit aber war die heutige Präsenz. Sie war zwar um etwa 3 Tausend stärker als gestern, aber sich allein beschlußfähig war die Majorität auch heute nicht, selbst wenn die Nationalliberalen ihr zugerechnet werden! Und das, obwohl sie erzwingen wollten, den Antrag Nischbichler auf die Tagesordnung zu setzen! Es ist das für sie kein gutes Zeichen, und man geht wohl in der Vermutung nicht fehl, daß auch diese Thatsache bei dem Entschluß, die Angelegenheit bis morgen zu verschieben, mitgewirkt hat, damit Zeit gewonnen wird, um noch weitere Säumige telegraphisch heranzurufen. In dieser Angelegenheit kann die Mehrheit ganz zweifellos ihr Ziel nur dann erreichen, wenn sie für sich in beschlußfähiger Anzahl zugegen ist, denn die Linke wird das Vorgehen selbstverständlich als einen Bruch der Geschäftsordnung erklären und deshalb zur Abwehr alle nur denkbaren Mittel der Obstruktion zur Anwendung bringen. Uebrigens sind eine Reihe von Abänderungsanträgen zum Antrag Nischbichler bereits vorbereitet. Große Heiterkeit erregte es, als es bekannt wurde, daß Herr Nischbichler der durch den Antrag plötzlich zu einer ganz unvermuteten Berühmtheit gekommen ist, gestern auf 14 Tage Urlaub genommen hat. Man vermutet, daß der biedere oberbayerische Landmann, der im Reichstage bisher ein bescheidenes Stillsitzen geführt hat und nur durch den Umstand, daß sein Name im Alpbaben voransteht, an die erste Stelle der Unterzeichner des die Gemüter jetzt bewegenden Antrages gekommen ist, durch die an seinen Namen geknüpften Erörterungen in eine gewisse Erregung geraten ist, deren Steigerung er durch die bevorstehenden Verhandlungen befürchtet.

Die heutige Sitzung verlief, wie immer, wenn hochgepannte Erwartungen enttäuscht werden, ziemlich öde. Nachdem die noch ausstehenden Abänderungsanträge zu § 5 sämtlich abgelehnt waren, 3 davon in namentlichen Abstimmungen, wiederholte sich bei den beiden nächsten Paragraphen dasselbe Spiel, obwohl für die von der Linken beantragte Beseitigung der von der Kommission in das Gesetz gebrachten obligatorischen Ursprungszeugnisse auch 2 Vertreter der Regierungen und, ihnen folgend, die Nationalliberalen lebhaft eintraten. Die Mehrheit hält eben unbedingt an den Kommissionsbeschlüssen fest und beteiligte sich auch heute fast gar nicht an der Debatte.

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm wird, wie nunmehr festgestellt ist, am Sonnabend vormittag 11 Uhr von Wolferton abreisen und sich nach Lomthor Castle, dem Sitz Karl von Salsdale, begeben, wo er gegen 7 Uhr abends eintreffen wird. Gestern früh begaben sich die beiden Monarchen und die Gäste auf die Rebhuhnjagd. Alsdann fand ein Frühstück in einem Zelte statt, zu dem sich auch die Königin und Damen der königlichen Familie einfanden. Für heute ist eine große Jagdpartie in Aussicht genommen.

Kardinal thun Sie das Ihrige! Sehr ungehalten auf den Grafen Bülow ist die „Köln. Volksztg.“, indem sie schreibt: „Die politische Auffassung, die der deutsche Reichskanzler über Wien hat verbreiten lassen, kommt auf das bereits bei Einbringung der Zollvorlage von ihm zitierte Wort hinaus: „Ich habe das Meinige gethan, Kardinal, thun Sie das Ihre. An diesen Satz hat er sich ein ganzes Jahr lang getreu gehalten. Er hat keinen Finger mehr für die Vorlage gerührt. In der Kommission ist er niemals erschienen; er hat die Arbeit seinen Kollegen überlassen.“ Im „Köln. Volksanzeiger“ wird hervorgehoben, daß in den letzten Tagen Abgeordnete aus den Mehrheitsparteien im Reichskanzlerpalais verkehrt haben.

Sie konnten zusammen nicht kommen... Die „Nat. Kor.“ veröffentlicht folgendes Bulletin vom Siechenlager des Zolltarifs: „Von Bemühungen, welche stattfänden, um die vielberufene Zollverständigung herbeizuführen, ist es zur Zeit durchaus still. In Regierungskreisen verstärkt sich, wie wir hören, der Eindruck, die beiden Regierungsparteien sprächen zwar von Verständigung, wollten aber nichts thun, um ihrerseits von einem Standpunkt abzugehen, den die verbündeten Regierungen als Grundlage einer Verständigung verworfen haben. Das Gefühl der Abhängigkeit vom Bunde der Landwirte scheint sich in den Reihen der Rechtsparteien immer mehr zu verstärken. (?) Das Zentrum möchte sich, wie anzunehmen ist, gern lieber heute wie morgen mit der Regierung verständigen, es scheint aber die Verantwortung dafür allein nicht auf sich nehmen zu wollen.“ — Das Kind wird immer klüner.

Konservative Nichtachtung der konstitutionellen Volksrechte. „Wir haben im Laufe der Jahre mehr und mehr die Überzeugung gewonnen, daß die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, da es der Massenherrschaft die Wege ebnet, schwere Gefahren für unser Vaterland zur Folge haben kann.“ So zu lesen in der letzten Wochenrundschau der „Kreuzztg.“. Ein paar gefällige Worte über das Vaterland, die nach oben gerichtet sind, verhüllen ganz oberflächlich einen direkten Angriff gegen die Grundrechte des deutschen Volkes. Man wird sich diese Absicht für die nächsten Wahlen merken müssen. Bisher hat wohl dieser oder jener einzelne konservative „Heißsporn“ solche Register gezogen, aber das führende Blatt der Konservativen ist, abgesehen von gelegentlichen Seitenhieben, kurz vor einer entscheidenden Wahl noch nie so deutlich geworden.

In dem Landtage von Schwarzbürg-Rudolstadt haben die Sozialdemokraten die absolute Mehrheit errungen.

Eine lehrreiche Illustration zum Urheberrecht bot nach der „Magdeb. Zeitung“ am Donnerstag eine Verhandlung vor dem Landgericht in Leipzig. Ein früherer Lehrer in Dresden hatte einen Redakteur wegen Nachdrucksvorwurfes verklagt, weil er in einem Familienblatt ein von dem Kläger verfaßtes Gedicht „Ueber den Trümmern“ ohne Quellenangabe aus den „Dresdener Nachr.“ übernommen hatte. Der angeklagte Redakteur wies darauf hin, daß nach Inkrafttreten des neuen Urheberrechts sich eine Kategorie von Schriftstellern herausgebildet habe, die ihre Arbeiten zum Erstabdruck umsonst liefern und dann nur von Nachdruckshonoraren leben, die sie, wenn nötig, einklagen. Auf Befragen mußte der Kläger zugeben, daß er sein Gedicht den „Dresd. Nachr.“ umsonst überlassen habe. Vom Angeklagten forderte er 25 Mark. Schließlich kam ein Vergleich zustande, in dem der Dichter sich mit 10 Mark zufrieden erklärte, die Klage zurückzog und noch die Kosten des Verfahrens übernahm.

Wegen Beleidigung des Regierungspräsidenten Hegel in Gumbinnen hatte sich am Dienstag in Berlin der frühere Redakteur der „Staatsb.-Ztg.“ Böckler zu verantworten. Böckler hatte sich, nachdem er wegen Beleidigung des Justizrats Cassel zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden war, nach Oesterreich geflüchtet, ist aber ausgeliefert worden und verbüßt zur Zeit die sechsmonatige Gefängnisstrafe. — Die „Staatsb.-Ztg.“ veröffentlichte in ihrer Nummer vom 5. Mai v. J. eine Zuschrift aus Trautheim, die folgendes mitteilte: Ein dort als Ortsarmer sich aufhaltender Sohn der Invaliden-Witwe Demant habe eine Anzeige wegen Veruntreuung eines Gefütsbeamten erstattet, sei aber darob von einem Stutenmeister im Auftrag des Herrn v. Dettungen stark gerüffelt worden und habe dann mit seiner Mutter eine üble Behandlung erfahren. Ein in Berlin wohnender Bruder des Demant habe darauf über diese Behandlung eine Immediateneingabe an den Kaiser gerichtet, diese sei dem Regierungspräsidenten Hegel zu Gumbinnen zur Prüfung überwiesen worden. Die darauf erteilte Antwort habe sich nun gar nicht auf diese Beschwerde bezogen, sondern auf eine Eingabe, die die Witwe Demant in Sachen der Invalidenpension an den Kaiser gerichtet habe. In dem Artikel heißt es nun, daß eine Prüfung der Beschwerde des Demant durch Vernehmungen gar nicht stattgefunden habe; vielleicht habe der Regierungspräsident den von Demant angeschuldigten Landstallmeister v. Dettungen angehört, mit dem er gesellschaftlich verkehre. Dieser Passus hat den Regierungspräsidenten Hegel zur Stellung des Strafantrages veranlaßt. Staatsanwalt Rat Schmidt beantragte einen Monat Gefängnis. Der Gerichtshof erkannte auf 100 Mark Geldstrafe und eventuell 10 Tage Haft und die Nebenstrafen.

Der Wert des Drills und seine Grenzen.

Der frühere kommandierende General des XV. Armeekorps General z. D. v. Blume veröffentlicht unter obigem Titel eine beachtenswerte Studie im „Militär-Wochenblatt“. Er erachtet es bei den gesteigerten Anforderungen, welche die Ausbildung für das Gefecht in zerstreuter Ordnung verlangt, für nötig, die dafür verwendete Zeit an Exerzierdrill zu ersparen. Als berücksichtigungswert erachtet er den Vorschlag, den Paradeaufmarsch in Kompagniefront, der nach Verlängerung der Front durch Einführung der zweigliedrigen Formation und nach Verkürzung der Dienstzeit ein wahres Schmerzenskind der Kompagniechefs geworden ist, fortlassen zu lassen und sich mit dem Paradeaufmarsch in Kompagniekolonne zu begnügen. Ueber die Exerzierdrillbildung des einzelnen Mannes und der ge-

schlossenen Formationen äußert der Verfasser sich folgendermaßen:

Man kann innerhalb gewisser Grenzen in Bezug auf Genauigkeit, Gleichmäßigkeit und Eleganz der Beweggriffe, der Richtung, der Marschbewegungen usw. die Ziele verschieden hoch stecken, ohne gegen die für jene Ausbildungszweige gegebenen Vorschriften zu verstoßen. So würde man im Reglement für das unserm Paradeaufmarsch eigene Vorschriften der Reihe vergeblich eine Vorschrift suchen. Aber es enthält auch keine entgegenstehende Bestimmung, man müßte sie denn in dem Leitfaden finden: „Die Absicht beim Marschieren ist, unter Schonung der Kräfte vorwärts zu kommen.“ Allerdings betont das Reglement die Notwendigkeit einer gründlichen, gleichmäßigen und strammen Exerzier-Ausbildung. Es thut dies mit Recht, wenn auch mit stärkerem Nachdruck, als bei Erlaß eines neuen Reglements heute für zweckmäßig zu erachten wäre.

Ueber die Erfordernisse der Bataillon-Ausbildung sagt General v. Blume: Wichtig verstanden, besteht die Aufgabe der taktischen Ausbildung der Bataillone, wenn die Kompagnien entsprechend vorgebildet sind, heute fast nur noch in der Schulung der Kompagnieführer und der Uebung des Kommandeurs. Die Aufstellung, sowie die Bewegungen und Formations-Veränderungen des Bataillons in geschlossener Ordnung sind unter jener Voraussetzung den Anforderungen des Krieges genügend in 1½ Stunden zu lernen. Alles Andere kann das aus entsprechend vorgebildeten Kompagnien zusammengelegte Bataillon ohne weiteres, sobald der Kommandeur seine Kompagnien richtig zu verwenden weiß und die Kompagnieführer dessen Befehle sachgemäß auszuführen verstehen. Dieses Pensum umfaßt Entwicklungen zum Gefecht und Durchführung von Gefechten unter verschiedenen kriegsmäßigen Voraussetzungen. Gefechtsentwicklungen nach angenommener Kriegslage lassen sich allenfalls noch auf beschränktem und einförmigem Platz in gewissen Grenzen mit Nutzen ausführen. Man kann auf ihm auch, wenn er eine Länge von mindestens 1200 Meter hat, den Angriff über freie Ebene und die Verteidigung mit freiem Schußfeld vor der Front üben. Geschieht dies aber häufig, wie unvermeidlich der Fall ist, wenn eine Besichtigung des Bataillons auf solchem Platz in Aussicht steht, so gerät man auf Wege, die sich von den Zielen kriegsmäßiger Ausbildung entfernen. Das Formale tritt über Gebühr in den Vordergrund, bei den Uebungen des Bataillons ebenso wie bei dessen Besichtigung. Noch nachteiligere Folgen treten ein, wenn der Uebungsplatz, wie bei den meisten kleineren Garnisonen, nicht einmal die oben angegebene Mindestausdehnung hat. Auf solchem Platz kann ein Bataillon nicht öfter als zwei-, höchstens dreimal üben, ohne auf Abwege zu geraten, wird aber durch eine dort in Aussicht stehende Besichtigung hierauf hingedrängt. Es ist deshalb besser, auf eine besondere Bataillons-Besichtigung unter so ungünstigen Verhältnissen ganz zu verzichten, zumal die Herbstübungen mannigfache Gelegenheit zur Gewinnung eines Urteils über die taktische Befähigung und Durchbildung der Bataillons-Kommandeure und Kompagnieführer bieten. Wie man aber auch über Einzelsachen der vorstehenden Art denken möge: die Hauptsache bleibt, daß wir unsere Werthschätzung des Exerzierdrills auf das den veränderten Anforderungen der Taktik und der Dienstzeitverkürzung entsprechende Maß zurückführen, um jenen Anforderungen durch gründlichere Ausbildung für das Gefecht in zerstreuter Ordnung gerecht werden zu können.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Neue Heeresformationen in Oesterreich-Ungarn. Der ungarische Landesverteidigungsminister Fejervary erklärte im Abgeordnetenhaus bei der Verhandlung über die Vorlage, betreffend die Erhöhung des Rekrutenkontingents, im Vorausschusse, daß bei der Be-

messung der Erhöhung auch auf eventuelle neue Organisationen Bedacht genommen worden sei. Es sollen in den nächsten fünf Jahren 2 Festungsartillerie-Bataillone, 1 Eisenbahn-Bataillon und 5 Train-Eskadrons formiert werden. Was die zweijährige Dienstzeit betreffe, die in die Diskussion gezogen worden sei, so könne davon erst dann die Rede sein, wenn die erforderlichen beträchtlichen Mehrkosten zur Verfügung gestellt seien, doch lasse sich diese Dienstzeit nur bei der Infanterie einführen.

Stürmische Szenen haben gestern wieder einmal im österreichischen Abgeordnetenhaus aus Anlaß von Dringlichkeitsanträgen und Interpellationen der Sozialdemokraten wie der Christlichsozialen über die Vorgänge bei den Landtagsstichwahlen am Freitag im Wiener Bezirk Favoriten stattgefunden. Der Ministerpräsident v. Körber erklärte: Der Befehl zum Eindringen der Sicherheitswache in das Arbeiterheim wurde von keinem Polizeibeamten erteilt. Es steht zweifellos fest, daß aus den offenen Fenstern des Arbeiterheimes Gläser auf die Straße geworfen wurden. (Lärmende Proteste seitens der Sozialdemokraten, Gegenrufe bei den Christlichsozialen. Zwischen einzelnen Abgeordneten beider Parteien kommt es zu stürmischen Streitigkeiten.) Der Ministerpräsident versichert, der Sachverhalt werde klargestellt werden, es werde gesehen, was Rechtens ist. Abgeordneter Bernerstorfer verlangt daß Wort, vermag jedoch nicht zu sprechen, da es zu langanhaltenden, lärmenden Streitigkeiten zwischen den Christlichsozialen und den Sozialdemokraten kommt, die sich ununterbrochen Schmährufe und Beschimpfungen entgegenschleudern. Endlich beantragt Abgeordneter Bernerstorfer, dessen Ausdruck „Christlich-soziale Finghunde“ neuerlich Lärm und Streit hervorruft, die sofortige Eröffnung der Debatte über die Interpellationen. Die Beantwortung der Anträge wird abgelehnt. Die lärmenden Ausfälle zwischen den Sozialdemokraten und Christlichsozialen dauern eine geraume Zeit fort, worauf der Abg. Bartolt in der weiteren Verhandlung über die Regierungserklärung das Wort nimmt. Als der Ministerpräsident wieder das Wort ergreift, ertönen von den Tische links Radikale Lärm: „Abzug Körber!“ Der Präsident ruft die Abgeordneten zur Ordnung und Fressl zur Ordnung. Nachdem Ruhe eingetreten, weist der Ministerpräsident zunächst darauf hin, daß die gegenwärtige wirtschaftliche Depression nicht ohne Einfluß auf die Staatsfinanzen habe bleiben können, doch liege kein Grund zur Schwarzseherei vor, man dürfe vielmehr hoffen, daß eine neuerliche Belebung der Produktion eintreten werde. Redner bespricht sodann den Ausgleich mit Ungarn und die Handelsverträge.

England.

Botha und Delarey hatten am Dienstag mit Chamberlain im Kolonialamt eine private Unterredung. Dem Vernehmen nach statten sie der Regierung für die freigebige finanzielle Beihilfe für die südafrikanischen Kolonien Dank ab.

Äfrika.

In Marokko ist ein Thronprätendent aufgetaucht. Dieser griff nach der „Times“ am 3. November bei Tagesanbruch mit einem großen Gefolge die maurischen Truppen an und drang in deren Lager ein. Die Truppen des Sultans sammelten sich jedoch, schlugen die Rebellen in die Flucht, verfolgten sie und brachten ihnen große Verluste bei. Der Prätendent floh mit einigen Mann auf ein Schloß, welches die Truppen darauf umzingelten. Das Schloß wurde genommen, der Prätendent entkam jedoch. Viele Rebellen sind gefangen genommen oder getötet worden.

Amerika.

Aus Venezuela meldet ein Telegramm aus Caracas, die beschädigten Brücken der deutschen Bahnlinie seien wieder hergestellt; die Flucht der Armeen der Aufständischen dauere fort. Das revolutionäre Komitee in Caracas sei nicht im Stande, die Ursache der Spaltung unter den Führern zu erklären, oder zu sagen, was aus dem zehntausend Mann geworden sei, die bis zum 2. November unter den Waffen gestanden hätten. In amtlichen Kreisen sei man der Ansicht, Matos habe sich in der Richtung auf Tucacas zurückgezogen. Castro habe am Sonnabend 1500 Mann entsandt, um Coro anzugreifen, und beabsichtige, Coro, Barcelona, Ciudad Bolivar und Cumana unverzüglich wiederzuerobern. Die Verbindung zwischen Caracas und Valencia und Puerto Cabello sei wiederhergestellt.

Eine Programmrede Lord Balfours.

Auf dem Lord-Mayors-Bankett in der Guild-Hall sagte der Parlamentssekretär der Admiralität Arnold-Forster in Erwiderung eines auf die Marine ausgebrachten Trinkspruchs: Es ist die Pflicht der Behörden, dafür zu sorgen, daß das Land mit den nötigen Mannschaften und Geschützen versehen sei. Die Admiralität ist bemüht, diese Pflicht zu erfüllen und ergreift Maßnahmen, um genügende Reserven für den Fall eines Krieges zu haben.

Ministerpräsident Balfour beantwortete den Trinkspruch auf das Ministerium. Er gab in seiner Ansprache dem Bedauern über den Rücktritt Salisburys Ausdruck und dann der Freude über den Abschluß des Friedens in Südafrika. Sodann gedachte er der Unterrichtsvorlage als des einzigen Gegenstandes der inneren Politik von aktuellem Interesse. Der Ministerpräsident fuhr fort: Der südafrikanische Krieg giebt die bejahende Antwort auf die beiden vor dem Kriege gestellten Fragen, nämlich: Wünscht das englische Volk, wie früher den Frieden, bereitet aber den Krieg und alle durch den Krieg erforderlichen Opfer vor? Sind die autonomen englischen Kolonien, statt bloße Kommanditäre des Reichs-Handelshauses zu sein, die bereit sind, an den Vorteilen teilzunehmen, ohne sie den Gefahren auszusetzen, vielmehr bereit für das Reich zu kämpfen? Redner bemerkte ferner, was die weitere Frage angehe, ob ein glücklicher Friede dem glücklichen Kriege folgen werde, sei er von Hoffnung erfüllt, aber ohne übertriebenen Optimismus. Balfour wies alsdann auf den Besuch des großen befreundeten Souveräns bei seinem nächsten Verwandten hin und erklärte, er lehne es ab, auf die phantastischen Erfindungen, welche die Presse hieran geknüpft habe, einzugehen. Die Frage des Somalilandfeldzuges, fuhr der Ministerpräsident fort, sei keine wichtige Reichsfrage, aber von großem Interesse, weil sie die freundlichen Gefühle Italiens gegenüber England hervorbringe, sowie die Bereitwilligkeit, mit der Italien England seine Mitwirkung für die gemeinsamen Interessen beider Länder leiste.

Balfour beglückwünschte sodann den Minister des Äußern Marquis of Lansdowne zum Erfolge seiner Diplomatie, welche nicht für England allein, sondern für die ganze Handelswelt die Freiheit des Handels mit ganz China gesichert habe. Lansdowne habe die Geschicklichkeit besessen, einen Handelsvertrag mit China zustande zu bringen, wie auch das Bündnis mit Japan, womit er den Interessen des internationalen Friedens und Handels große Dienste geleistet habe. Balfour ging alsdann dazu über, die internationalen Eifersüchteleien und Vorurteile zu zerstreuen, welche soviel Ungemach verursacht hätten, soviel Ungemach verursachen werden. Er führte aus: Man sagt, wir seien Gegenstand allgemeinen Mißtrauens, allgemeiner Abneigung unter unseren Nachbarn. Ich weiß nicht, ob es so ist; es ist außerordentlich schwer, die Empfindungen großer Gemeinwesen einzuschätzen, aber wenn dem so ist, so mag die Ursache wahrscheinlich im letzten Kriege liegen. Und wenn dem so ist, so werden diese Empfindungen schwinden mit der Ursache, welche sie geboren hat. Die Vorurteile werden schwinden, die unruhige See wird wieder ruhig werden. Aber es mag sein, daß der Burenkrieg Vorwand, nicht Ursache war. Wenn es so ist, führe ich nicht Klage, denn dann sind wir nicht die Hauptleidenden. Aber ich denke, es ist ein großer Verlust für die internationale Ziviliation, daß diese Empfindungen lebendig bleiben durften. Es giebt kein Gefühl, das die europäischen Staatsmänner enger pflegen sollten, denn den Geist internationaler Toleranz, Freundschaft und Liebe, Empfindungen, die, wenn sie in rechter Weise gefördert werden, mächtige Wirkung in der Zukunft haben, wenn immer eine Gefahr den europäischen Frieden bedroht, indem sie uns die Fortführung der großen Politik des europäischen Konzerts ermöglichen, das in der Vergangenheit ein großes Werkzeug für den Frieden gewesen und bestimmt ist, in der Zukunft eine noch größere Rolle für den Fortschritt und die Gesittung der Christenheit zu spielen, als während der jüngsten Jahre. Der Premierminister schloß seine Rede, indem er die Hoffnung aussprach, daß dies erreicht werde durch Zusammenfluß, durch Pflege der Freundschaft zwischen den Völkern Europas und durch gegenseitige Verständigung der europäischen Staatsmänner.

Balfour hat es sich sehr bequem gemacht, die Kritik der englischen Politik abzuwehren, indem er das, was wirklich Ursache war, als Vorwand bezeichnete. Der Taschenspielertrick mag an froher Tafelrunde versagen, politisch ernst zu nehmen ist er nicht. Ebenso ist das Kriegsmotiv: Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung nach Südafrika zu tragen, etwas abgenutzt und durch die vielfache Wiederholung nicht glaubhafter geworden. Chamberlain, Cecil Rhodes, Jameson und Genossen hatten andere, nicht so ideale Interessen und haben ihnen die englische Politik dienstbar gemacht. Ueberhaupt hat Balfour nicht viel Positives zu sagen gewußt und hat sich wohl deshalb mit allerlei Lobeserhebungen für seine Kabinettskollegen durchgeholfen.

Provinzielles.

Culm-Thorn-Briefener-Kreisgrenze, 11. November. Vorgestern wurde in Blandau, Kreis Culm, eine freiwillige Feuerwehr gegründet. — Der Lehrer Schröter aus Blandau wurde zum Schulkassenrentanten und Schuldvorsteher der katholischen Schule daselbst gewählt und bestätigt. — Vor längerer

Zeit wurden dem Kaufmann Gerson in Bissewo einige Gänse und Hühner aus seinem Stalle gestohlen, ohne daß es gelang, dem Dieb auf die Spur zu kommen. — Gestern Abend ist es endlich gelungen, die Arbeiterfrau Romanowski aus Bissewo, eine schon öfters wegen Diebstahls bestrafte Person, als Diebin zu ermitteln, als sie verurteilt, zwei Hühner zu stehlen und damit das Vieh zu fuchen. Sie wurde sofort in Haft genommen.

Briefen, 11. November. Bei den heutigen Stadtverordneten-Ergänzungswahlen wurden einem vorherigen Abkommen zwischen den Deutschen und Polen entsprechend, an Stelle der 5 ausgeschiedenen jüdischen Bürger 2 Deutsche, 2 Polen und 1 Parteilofer in die Versammlung gewählt. — Als die freiwillige Feuerwehr am Sonntag ihr 28. Stiftungsfest feierte, erschollen nach 3 Uhr Feuer Signale. Beim Besitzer Blöb in Myschlewitz war ein Brand ausgebrochen, der Stall und Scheune in Asche legte. Rindvieh und Schweine kamen um. Auf der Brandstelle langten nur zwei Mann unserer Feuerwehr an; die übrigen waren unterwegs verloren gegangen. Unter dem Verdachte der Brandstiftung ist der Schuhmachergeselle Wörte aus Hohenkirch verhaftet worden.

Marienwerder, 11. November. Der Besitzer Rudolf Reiche in Wandau wollte einen jungen Bullen aus dem Stalle führen. Da das Tier sehr wild war, wickelte R. sich den Leitzstrich um die Hand, um den Bullen besser halten zu können. Als das Tier zur Stallthüre hinaus war, nahm es einen Satz, wobei Herr Reiche zu Fall kam und mit dem Hinterkopfe auf das Steinpflaster schlug, auch wurde er eine Strecke geschleift. Herr Reiche erholte sich zwar bald, mußte aber zu Bett gehen und ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Nach achttägigen qualvollen Leiden ist er gestern gestorben. — Ein Adler ist gestern vormittag in Brauerei Hammermühle mittels Fangeisens lebend gefangen worden. Letzteres war auf einem Drahtkorbe befestigt worden, in welchem sich eine lebende Taube befand. Der Raubvogel schoß plötzlich hernieder und gerade in das ihm verhängnisvoll werdende Eisen hinein. Der gefangene Räuber hat eine Flügelspannung von 1,50 Metern. — Gestern früh ist nach langem Leiden der Amtsgerichtsrat a. D. Paul Schwarz im Alter von 57 Jahren gestorben. Der Heimgegangene hat sein recht bedeutendes Vermögen der Stadt Marienwerder vermacht. Es sollen erhalten 10 000 Mark die evangelische Kirchengemeinde zur Verschönerung des evangelischen Kirchhofs, 7000 Mark das Diakonissenhaus, 10 000 Mark der Armenverein und 3000 Mark das Waisenhaus. Der Erblasser hat bei Ueberweisung seines Vermögens der Stadt nur die lebenslängliche Unterhaltung seiner treuen Hausgenossinnen und Pflegerinnen auferlegt.

Marienwerder, 11. November. Eine Zugentgleisung fand Sonntag Abend auf der Kleinbahnstrecke Marienwerder-Bieskau statt. Der Kleinbahnzug entgleiste zwischen Bernersdorf und Schönau an der Abzweigung nach Mielenz. Die Maschine ritz etwa 30 Meter weit die Schienen auf. Die Kuppelungen der einzelnen Wagen rissen. Von Marienwerder wurde sofort ein Rettungszug abgefahren, der die Post und die Passagiere bis Rathhof brachte.

Marienwerder, 11. November. Böse zerstoßen wurde gestern Abend auf dem Kraghammer der Arbeiter Gustav Richter von dem Arbeiter Ferd. Grunwald, welcher ihm gefährliche Messerstücke in den Kopf und in den rechten Unterarm beibrachte, so daß der Schwerverletzte in das Krankenhaus gebracht werden mußte.

Elbing, 11. November. In falschen Verdacht kam Sonntag ein Mann, der einfache ländliche Tracht trug und mit dem Zuge von Gildenboden nach Elbing fuhr. Unterwegs erfuhr er einen Jagbeamten, ihm einen „Blauen“ zu wechseln. Da in der Nähe von Gildenboden 130 Mark gestohlen waren und der Dieb sich auf der Flucht nach Elbing befinden sollte, glaubte der Beamte, durch das einfache Äußere des Passagiers irritiert, in ihm den Dieb entdeckt zu haben. Er veranlaßte daher auf dem hiesigen Bahnhofe die Festnahme des Mannes. Dieser war jedoch in der glücklichen Lage, nachweisen zu können, daß auch ein einfacher, ehrlicher Mensch einen „Blauen“ besitzen könne, so daß er mit dem nächsten Zuge wieder nach seiner Heimat zurückkehren konnte. — Das Rittergut Hansdorf im Elbinger Kreise, das Herrn Rittmeister Borowski gehört, ist für 550 000 Mark an den Landwirt Hellmuth Rose in Zoppot verkauft worden. Das Rittergut Hansdorf ist mit seinen beiden Vorwerken 2000 Morgen groß und befindet sich in hoher Kultur. Es besitzt den größten Obstgarten im Kreise.

Danzig, 11. November. Die Urne mit den Aschenresten Richters, dessen Leiche in Gotha verbrannt wurde, wird hier in heimatischer Erde, und zwar in einem Hügel an der Seite seiner verstorbenen ersten Gattin, einer Danzigerin, beigesetzt werden. — In Schönbaum hat sich am Sonntag nachmittag der praktische Arzt Dr. Trauband erschossen. Der 37-jährige, der etwa 36 Jahre alt war, arbeitete seit einigen Jahren in Schönbaum. Furcht vor Ausbruch eines Nervenleidens ist der Grund zu der traurigen That. Der Verstorbene hinterläßt eine Witwe und drei kleine Kinder.

Allenstein, 11. November. Ein großer Holztermin fand Sonnabend vormittag im „Bahnhofshotel“ hier selbst statt. Es waren daran 14 Oberförstereien mit 156 Jagden beteiligt, der Umsatz betrug weit über 1 Million Mark. Zu dem Termin hatten sich etwa 40 Holzhändler, Vertreter der bedeutendsten Firmen der Provinz und des nördlichen Deutschlands eingefunden.

Rastenburg, 11. November. Auf der Feldmark bei Zordoyen wurde die Leiche eines fein gekleideten Mannes, an einem Baume hängend, entdeckt. Bei der Leiche fanden sich keinerlei Ausweispapiere.

Erk, 11. November. Bei Proffken wurde gestern die überfahrene und vollständig verstümmelte Leiche des Bahnarbeiters Cz. an einem Ueberwege aufgefunden. Die Staatsanwaltschaft hat die Untersuchung eingeleitet.

Königsberg, 11. November. In dem See bei Brandenburg (Dpr.) sind gestern die Leichen zweier Damen in mittleren Jahren — anscheinend Schwestern — mit Rückfahrkarten nach Königsberg aufgefunden worden. Näheres ist bisher nicht ermittelt worden.

Endstuhnen, 11. November. Eine Feuerbrunst legte in Masudtschen bei Wirballen die Wohngebäude, Stallungen und Scheunen der Besitzer Oberlaas und Dewokat in Asche. Viele Getreide- und Futtermittel und das Vieh blieben in den Flammen.

Schulitz, 11. November. Der Kaiser hat eine Patentstelle bei dem siebenten Sohne des Gastwirts Hammermeister in Rabott angenommen.

Bromberg, 11. November. Der Maschinenarbeiter Stanislaus Strzewski, welcher in einem gewerblichen Betrieb mit elektrischer Kraft in der Bahnhofstraße beschäftigt war, verunglückte dadurch, daß er in das Getriebe geriet und einen Schädelbruch davontrug und nach wenigen Stunden starb.

Korschen, 11. November. Der Inspektor Schlegel vom benachbarten Gut Vollenborn war am Sonnabend nach Schippenbeil geritten. Auf dem Heimritt schenkte sein Pferd und Sch. stürzte so unglücklich, daß der Schädel gespalten wurde. Zwar kam Sch. noch einige Augenblicke zur Besinnung, verstarb aber schon nach einigen Stunden. Sch. war 20 Jahre alt.

Bartschin, 10. November. Tödllich verunglückt ist der Besitzer Lewandowski in Mamlitz. Er fiel vom Wagen, wurde überfahren und erlitt so schwere Verletzungen, daß er am andern Tage starb.

Posen, 11. November. In der Aufsichtsratsitzung der „Bierbrauerei-Altiengeellschaft vorm. Gebrüder Hügler“ wurde beschlossen, der General-Versammlung eine Dividende von 8 1/2 Proz., wie im Vorjahre, vorzuschlagen. — Das 900 Morgen große Gut Gorischew bei Kwieciszewo ist von der Witwe des bisherigen Besitzers für 300 000 M. an den Polen Boguslawski aus Hochberg verkauft worden.

Königsberg-Breslauer-Schnellzug.

Die „N. W. M.“ schreiben darüber folgendes: Zu allgemeiner Genugthuung wird es gereichen, daß die Nachricht vom bevorstehenden Eingehen des Breslauer Schnellzuges so schnell widerrufen worden ist. Immerhin rechtfertigen schon die bisherigen beunruhigenden Nachrichten über eine solche Möglichkeit die Bitte an die berufenen Vertreter unserer Verkehrsinteressen, nicht nur zur Erhaltung, sondern auch zur leistungsfähigen Ausgestaltung dieser Zugverbindung ihr Fürwort einzulegen. Wir meinen folgendes: 1. Die ganze Strecke Ansternburg-Posen und die Weichselstädte haben keinen Schnellzugsanschluß an den Breslauer Schnellzug in Posen. Der Tages-schnellzug Thorn-Posen, der den Anschluß von dem 10 Uhr 29 Minuten von Marienwerder abgehenden Schnellzug aufnimmt, erreicht Posen nämlich erst 3 Uhr 12 Minuten nachmittags, nachdem der Breslauer Zug 2 Uhr 41 Minuten abgegangen ist. Der Zusammenschluß dieser Züge muß durchaus angestrebt werden. 2. Gleichzeitig muß daran ein Anschluß mit einem durchgehenden Schnellzug nach Mitteldeutschland über Guben - Rottbus - Leipzig bewerkstelligt werden. Es bedarf dazu nur des kleinen Mittelgleises Bentschen-Guben-Rottbus, um zwischen schon bestehenden Schnellzügen eine durchgehende Verbindung zwischen dem Nordosten und Mittel- und Süddeutschland ohne den weiten Umweg über Berlin zu schaffen. Ein merkwürdiger Gegensatz in den Kundgebungen des früheren Eisenbahnministers war es, daß er verkündete, in Berlin könne der Durchgangsverkehr nicht mehr bewältigt werden, und es doch dabei beließ, daß alle wesentlichen Verbindungen selbst mit erheblichen Umwegen künstlich über Berlin geleitet wurden. Man muß an der Hoffnung festhalten, daß mit diesem widerspruchsvollen System zur Förderung der natürlichen geraden Verbindungslinien man mehr gebrochen wird. 3. Wenn man in Breslau mit dem Zuge 5 Uhr 20 Min. nachmittags ankommt, sind die Schnellzüge nach dem Gebirge und nach Oberschlesien und Wien 50 und 43 Minuten vorher abgegangen. Nun werden aber besonders im Sommer die

Unterhaltungsblatt

der

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 267.

Donnerstag, den 13. November.

1902.

Ein Ritter der Arbeit.

Original-Roman aus der Gegenwart von M. v. Buch.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Eine Turmuhr gab die siebente Stunde an. Auf dem von rußgeschwärzten, düsteren Gebäuden umgebenen Hofe wurde der schrille Ton einer Glocke vernehmbar. Gleich darauf öffneten sich die Tore der Maschinen- und Eisenfabrik, und nun strömte es in langen Reihen hinaus. In blauen Blusen, mit schwieligen Fäusten und Gesichtern, auf denen meist ein verbissener oder trotziger Zug lagerte, so gingen sie nach Hause, die das Räderwerk der großen Fabrik bis jetzt in Gang erhalten hatten.

Oben im ersten Stock des finsternen Gebäudes lagen die Büreaus und die Zimmer der Ingenieure, deren Türen sämtlich auf einen langen Gang mündeten. Die Strahlen der schon tief im Westen stehenden Sonne hatten sich einen Weg durch die mit einer Staubschicht bedeckten Fensterscheiben gesucht, spielten in allen Ecken und Winkeln und zeigten den weißgetünchten Korridor in seiner Nüchternheit und Kahlheit. Eine Treppe führte in die unteren Räume.

Da öffnete sich plötzlich eine der Türen. Ein junger Mann, den Strohhut auf den Kopf gedrückt, trat hinaus. Es war einer der Ingenieure, der, wie es schien, sich bei der Arbeit verspätet hatte und nun eilig über die knarrenden Dielen schritt. Da wurde er unerwartet angerufen.

„Seifert, stop! Gut, daß ich Sie noch treffe. Wollen Sie mitkommen?“

„Sieh da, Kerner! Auch noch hier? Wohin, wenn man fragen darf?“

Ingenieur Kerner zwinkerte mit den lustigen grauen Augen.

„Wohin? Mensch! In den „fidelen Kellerturm“. Ich habe Ihnen doch genug von meiner Stammneipe erzählt, es geht da merktlich fidel zu. Gemütliches Lokal und nette Gesellschaft, aus Ingenieuren, Baumeistern und Studenten bestehend. Und jetzt hat sich ein Maler zu uns gesellt, ein Genie, sage ich Ihnen, nur schade, daß er von den sechs Tagen der Woche nur einen nüchtern ist. Also: tun Sie mit?“

Seifert zuckte die Schultern. „Rein, Bester, und es tut mir leid, allein heute habe ich keine Zeit. Mein Vater ist zu Besuch gekommen, und ich habe ihn noch nicht begrüßt.“

„So so — na, da will ich nicht stören. Uebrigens, Seifert, was ich fragen wollte. Sie wissen doch, was man spricht? Ich gratuliere herzlich. Es ist doch wahr?“

„Was denn wahr?“ fragte Seifert ein wenig ungeduldig.

„Verstellen Sie sich doch nicht, mein Lieber. Sie haben da etwas auf dem Patentamt angemeldet, irgend eine neue Heizanlage oder was weiß ich, kurz etwas, was unser Alter, den Kommerzienrat meine ich, für sein Leben gern erwerben möchte. Sie wollen — hm — Sie

wollen sich jedoch Ihre Erfindung mit Gold aufwiegen lassen — was?“

Seifert zuckte gemächlich die breiten Schultern. „Ihr Glückwunsch kommt jedenfalls viel zu früh,“ sagte er. „Allerdings habe ich eine Arbeit auf dem Patentamt gehabt, doch habe ich sie wieder zurückgezogen — einer kleinen Verbesserung halber. Und so lange die Sache nicht fertig ist, kann ich nicht gut über sie sprechen. Für unbedeutend halte ich sie übrigens nicht.“ —

Kerner war der Auseinandersetzung sehr aufmerksam gefolgt. „Im großen und ganzen stimmt's also,“ sagte er. „Die Angelegenheit sieht Ihnen ähnlich, alter Heimlichkeitskrämer! Sie sprechen nie über Ihre Proben und Versuche, und mit einemmale ist die Entdeckung fertig. Aber schön ist's nicht, daß Sie Ihre besten Freunde in Unwissenheit lassen, Ihren Ruhm verschweigen.“

„Ach, dummes Zeug, Ruhm hin, Ruhm her. Sie hören doch, daß ich mit der Arbeit noch nicht fertig bin. Adieu, Kerner!“

Damit sprang Seifert die Treppe hinab, während Kerner langsam folgte. —

„Also es ist richtig,“ murmelte er. „Sieber Himmel, wenn doch unsereiner irgend etwas erfinden möchte, was Geld einbrächte. Das bißchen Gehalt zerschmilzt einem ja unter den Fingern.“

Damit fuhr er sich mit der Hand durch das dichte, dunkle Kraushaar und sah so bedrückt aus, als ob ihm das elende Leben schon wirklich ernstliche Beschwerden gemacht hätte. Gleich darauf aber trällerte er eine Operettenmelodie und blickte mit regstem Interesse der hübschen, kleinen Handschuhverkäuferin nach, deren scharfe, freundliche Augen es ihm seit einiger Zeit angetan hatten. Das junge Mädchen hatte den jungen Mann — nebenbei bemerkt der beste Kunde des Geschäfts — der sich bei jedem Einkauf direkt an sie gewandt und mit ihr geplaudert hatte, sofort erkannt, und als sie ihn über den Straßendam auf sich zukommen sah, stieg eine helle Röte in das zarte Gesicht.

„Mein verehrtes Fräulein,“ redete er sie an, „darf ich es wagen, Ihnen Arm und Begleitung anzutragen, so sagt nämlich Faust. Hm — Sie kennen doch Faust? — Heißen Sie vielleicht Gretchen?“

Die Kleine lächelte, halb geschmeichelt, halb verlegen.

„Ich heiße Theodora und werde Dora genannt.“

„So, Fräulein Dora — ich freue mich, daß ich Sie treffe. Heute zum erstenmal. Wie kommt das eigentlich?“

„Man hat mir erlaubt, heute eine Stunde früher nach Hause zu gehen,“ erklärte das junge Mädchen, „ich habe so sehr unter der Hitze zu leiden.“

Kerner betrachtete sie aufmerksam.

„Wirklich, Sie sehen ein wenig blaß aus, mein Fräulein. Sie kommen gewiß selten an die Luft.“

Sie neigte bejahend das Haupt mit den schweren, braunen Fledten.

„Ich habe keine Zeit,“ seufzte sie.

„Aber doch des Sonntags,“ meinte der Ingenieur.

„Die alte Verwandte, bei der ich lebe, geht nur selten aus, und so ganz allein —“

Kerner durchfuhr ein Gedanke.

„Wie wär's, Fräulein Dora, wenn ich Sie einmal begleitete?“ fragte er. „Wir treffen uns auf irgend einem Bahnhof und fahren hinaus in die schöne Welt. Sie haben nur zu bestimmen, wohin?“

„Wohin?“ wiederholte sie träumerisch für sich. Ach, sie hatte rechte Sehnsucht nach Wiese und Wald, nach dem frischen Atem des Windes, der über freies Feld gegangen war und nicht den Staub der Großstadt mit sich führte. Sie dachte an ihre Heimat, an das stille, märkische Dorf und an sein Lehrerhaus, das sie und ihr Vater, der Küster und Organist, bewohnt hatte, bis — nun, bis man den alten Mann eines Tages auf den Friedhof trug. — Mit wundem Herzen und müden Augen war sie nach dem Begräbnis in das Haus zurückgekehrt, in dem sich die alten Freunde und Bekannten fast vollzählig einfanden, um ihr weitläufig zu erzählen, daß ihr Vater ein unpraktischer Mann gewesen sei, der für sie nicht das geringste — und das sei unrecht genug — erübrigt habe. Sie sei mittellos und müsse fortan sich jeden Bissen Brot, den sie essen wolle, selber verdienen. — Und als sie das alles endlich und mühsam begriffen hatte, erhielt sie einen Brief von einer entfernten Verwandten, die wie sie schrieb, von Doras bedrängter Lage Kenntnis erhalten, und sich aus Barmherzigkeit entschlossen hatte, die Richte bei sich aufzunehmen, damit sich diese in Ruhe nach Arbeit umsehen könne. Berlin sei groß, Arbeit würde sich hier am schnellsten finden. —

Ihr langes Schweigen verletzten den jungen Mann.

„Haben Sie auf den Vorschlag wenigstens nicht eine Antwort?“ fragte er ungeduldig. „Hat er nicht Ihren Beifall? Warum verstummen Sie?“

„Ja, so — verzeihen Sie,“ Dora erwachte wie aus einem Traume, und ihre Augen lasen ein wenig ängstlich in seinen Zügen. „Kann ich denn allein mit Ihnen fahren?“ sagte sie.

Nun lachte er hell auf.

„Seien Sie außer Sorge, Fräulein Dora, auf der Bahn giebt es immer genug Leute, die Sie zu Hilfe rufen können, sollte ich Ihnen beschwerlich fallen. Doch im Ernst, fürchten Sie sich vor mir?“

„Nein, ach nein,“ stotterte sie — „ich dachte nur —“

Es blieb unausgesprochen, was sie dachte, doch seine hübschen, nichtsnutzigen Augen blickten sie so zärtlich und treuherzig an, daß sie ihre Verlegenheit überwand und auf die Verabredung für nächsten Sonntag einging.

* * *

Ingenieur Seifert hatte inzwischen seine Wohnung erreicht. Sie lag weit ab von der Fabrik in einer erst vor wenig Jahren neugebauten Straße; das Haus war stattlich und mit allen bequemen Einrichtungen der Neuzeit versehen. Leberecht Seifert besaß einen ausgesprochen vornehmen Geschmack, und wenn er sich den Tag über in den öden Räumen der Fabrik aufgehalten hatte, so verlangte er zu Hause Eleganz.

Als er die bequeme Treppe hinaufsprang, öffnete jemand leise die Korridortür; es war seine Wirtin, die, wie es schien, auf ihn gewartet hatte.

„Der Herr Rendant ist wohlbehalten eingetroffen,“ sagte die behäbige Frau, „ich habe ihm Frühstück besorgt und dann hat er sich hingelegt, um sich von der Reise zu erholen. Ich glaube, er schläft, bitte, stören Sie ihn nicht.“

„Und Sie haben jedenfalls im Vorraum gewartet, bis Sie meine Schritte auf der Treppe hörten, um mich zur Vorsicht zu ermahnen,“ entgegnete Seifert lächelnd. — „Frau Redlich, Sie sind die Perle aller Wirtinnen. Was brauche ich Glücklicher noch eine Frau! Sorgsamer als Sie könnte diese doch nicht sein!“

„Ne, ne, Herr Ingenieur, unsereiner tut ja, was er kann, aber mit der Frau — wirklich, es wird Zeit,“ meinte Frau Redlich halb geschmeichelt, halb ermahnend, und zog sich diskret zurück. —

Seifert öffnete die Tür des Wohnzimmers. Sein Junggesellenheim war hübsch, nicht ohne Luxus eingerichtet, und zwar mit jenem gediegenen, der zugleich künstlerisches Verständnis beweist. Die Möbel waren aus hellem Eichenholz geschnitten, die Paneelsophas aus Moquette-Plüsch mit Satteltaschen. In den echten Kesseln schwebte noch der Duft seiner Morgenzigarre. Der junge Mann sah sich einen Augenblick befriedigt in dem behaglichen Raume um — keine Spur von Ueberladung, alles echt und gediegen — dann ging er geräuschlos ins Neben- und Arbeitszimmer, der dicke Smyrna fing seine Schritte auf. Auch hier war alles Komfort und Behagen, schwere Stoffgardinen an den Fenstern, und vor den Türen und auf dem Parkett ein echter Perser Teppich. Der große Schreibtisch aber, auf dem Mappen, Bücher und Blätter lagen, zwar nicht in wüstem Chaos, aber doch ohne jede Betanterie geordnet, damit jedes Stück gleich zur Hand genommen werden konnte, zeigte, daß hier wirklich gearbeitet wurde.

Leberecht setzte sich sofort an den Tisch, schlug eine Mappe auf und war völlig bei der Arbeit. Noch war es hell genug, die Zeichnungen zu erkennen. Er sortierte, prüfte und war bald so in seine Berechnungen vertieft, daß er überhörte, wie eine Tür leise klinkte, in deren Oeffnung die Gestalt eines alten Herrn zum Vorschein kam. Ein freundliches, weißbärtiges Gesicht tauchte zwischen den Portieren auf, und zwei gute Augen ruhten gedankenvoll auf dem blonden Kopf, der sich tief über die Mappe neigte. So also sah sein Sohn jetzt aus! Den Vollbart mußte er sich jetzt erst haben wachsen lassen, er stand dem Jungen gut, obgleich er den alten Herrn zuerst ein wenig störte, da er ihm bekannte Züge verdeckte. Aber jetzt die Bewegung, mit der Leberecht das Blatt beiseite schob und dann mit der Hand durch das üppige Haar fuhr, die kannte er. Genau so hatte der blonde, wilde Junge bei seinen Schulaufgaben gegessen.

„Gut — Leberecht —“

Bei dem Klang dieser Stimme sprang der junge Mann auf und stürzte dem Alten in die Arme.

„Vater, lieber Vater, herzlich willkommen! Verzeihe, daß ich dich nicht gleich nach meiner Ankunft begrüßte, ich wollte dich nicht im Schlafe stören.“

„Immer noch der alte Ungeheuer, Leberecht, du erdrückst mich,“ sagte Rendant Seifert, sich aus den Armen des Sohnes befreiend. Die Worte sollten vorwurfsvoll klingen, aber das ganze Gesicht lachte dabei, er kannte ja seinen Jungen.

„Und nun laß dich in der Nähe beschauen,“ fuhr der Rendant fort und legte seinem Leberecht die Hand auf die Schulter. „Wie siehst du eigentlich aus? — Unverändert, dünkt mich, bis auf den Vollbart. Ja! Nur das Gesicht finde ich etwas hagerer geworden. Was meinst du? Das kommt vom Berliner Leben — wie, Leberecht?“

Damit ließ er sich zum Sopha führen, setzte sich in eine Ecke, und Leberecht mußte erzählen.

„Und nun bleibst du hoffentlich für immer hier und bei mir, Vater,“ sagte er und drückte dem alten Herrn die Hand. „Sieh mal, wenn du in dem kleinen Neste, in Warburg meine ich, wohnen bleibst, haben wir ja gar nichts voneinander. Und wir beide gehören doch einmal zusammen!“

„Da hast du recht, Leberecht. Seitdem deine gute Mutter tot ist, fühle ich mich auch recht einsam, und da du nicht zu mir ziehen kannst, ziehe ich zu dir und will versuchen, ob ich mich hier einleben kann. Ein alter Baum verpflanzt sich schlecht.“

„Vorläufig ist es ein Versuch, aber er wird schon glücken,“ lachte Leberecht.

Der Rendant sah sich aufmerksam im Zimmer um. „Was hast du für eine prächtige Einrichtung, mein Junge,“ sagte er bewundernd. „Ich verstehe mich zwar nicht darauf, solche Sachen zu schätzen, aber ich glaube, sie repräsentiert einen Wert. Wenn deine Mutter sie doch noch gesehen hätte! Die Gute hatte solche Freude an diesen Dingen!“ Er seufzte ein wenig. „Ja, alter Sohn, sage mal, es geht dir wohl eigentlich recht gut?“

„Nun, nun, Vater, es geht mir wenigstens passabel.“

„Larifari, Leberecht — passabel! Sei nicht unzufrieden! Wer wohnt wie Du, leidet keine Not. Dein Gehalt —“

Nun wurde Leberecht ernst.

„Von meinem Gehalt allein könnte ich allerdings das Leben, das ich führe, nicht bestreiten. Ich habe verschiedene Patente verkauft, die mir Geld eingebracht haben. Entsetzt du dich nicht, daß ich dir darüber geschrieben habe?“

„Ja, ja, Patente!“ Darauf verstand sich Rendant Seifert nicht, obgleich er sich der Mitteilungen seines Sohnes entsann. „Also deine Erfindungen haben sich für dich sehr vorteilhaft erwiesen. So, so! Und was macht dein hochverehrter Herr Chef?“ fragte er weiter. „Er ist auch kein Jüngling mehr, ist genau so alt wie ich. Ja, Leberecht, jünger wird man nicht. Es geht ihm doch gut, wie?“

„Weiß nicht, Vater. Im Bureau habe ich den Kommerzienrat längere Zeit nicht gesehen.“

„So — nun, ich werde mir die Freiheit nehmen, ihn zu besuchen. Es ist erstaunlich, welche Interesse er an uns nimmt, besonders an dir, Leberecht,“ meinte Seifert senior und rieb sich behaglich die Hände. „Ich betrachte es als eine besondere Gnade des Himmels, daß er dir, sowie du von der Hochschule kamst, eine Stellung in seiner Fabrik gab. Er kannte dich kaum, und dennoch sorgte er für dich, der edle Mann! Ein echter und rechter Wohltäter ist er uns geworden —“

„Aber, Vater,“ rief Leberecht dazwischen, „ich habe für ihn gearbeitet, und er hat mich bezahlt! Bezahlt für das, was ich geleistet habe. Das ist alles!“

Der Alte strich mit der Hand über den Rockärmel und entfernte von ihm ein winziges Stäubchen. „Die Stellung, mein Sohn,“ meinte er ein wenig ungeduldig, „hätte ein anderer ebenso gut ausfüllen können wie du. Und doch wählte er dich dazu und gab dir das Brot, dir und keinem andern.“

„Ja, mich nahm er auf,“ sagte Leberecht, „und warum er es tat, nun — na, ja — aber von Wohltaten darfst du nicht sprechen.“

„Es verlegt dich,“ entgegnete der Rendant. „Na, laß gut sein, mein Junge, es scheint, daß du in diesen Sachen anders empfindest, denn ich. Du bist jung und ich bin alt — das ist der Unterschied.“

Leberecht sah nach der Uhr und erhob sich.

„Wollen wir essen gehen, oder soll ich das Abendbrot holen lassen?“ fragte er.

„Wie hast du es für gewöhnlich gehalten, Leberecht?“

„Ich? Ich speise meistens auswärts.“

„Nun, dann wollen wir es heute ebenso machen,“ sagte der Rendant gutmütig, dem Sohne die Hand hin haltend, „ich will sehen, ob ich mich an Deine Lebensweise gewöhnen kann, mein Junge. Reiche mir den Hut herüber.“

Auch Leberecht griff nach dem seinen, und schon nach wenigen Minuten umfing sie das Gebrause der Großstadt. Elektrische und andere Bahnen, Omnibusse, Droschken und Wagen rollten die Straßen entlang. Die Pfeifen gellten und die Glocken schrillten — ohne Rast, ohne Ruh — schoben die Wagen vorüber. Und Fußgänger kamen an ihnen vorbei, drängten vorüber und überholten sie, und alle waren in Eile und trieben und hefteten ihrem Ziele zu.

Es war Juni. Das Licht der Gaslaternen und das bläuliche Licht der eben entzündeten elektrischen Lampen vermischte sich mit dem des scheidenden Tages. Der Asphalt, auf dem noch unlängst die Sonne gebrannt hatte, strömte eine wahre Glut aus. Und nirgends ein Baum, nirgends ein Strauch, um der jagenden Menschenflut die blühende Jahreszeit ins Gedächtnis zu rufen. Nur an den Straßenecken standen Blumenverkäufer, große Körbe an den Armen.

„Sträußchen gefällig, mein Herr? — Rosen, wer kauft Rosen — Rosen?“

So wurde die Königin der Blumen ausgeboten, und sie? Sie senkte traurig das müde Köpfchen, sie schämte sich. Ihre blühende Schönheit war dahin, war in dem Staub und der Hitze des Tages untergegangen, verwest in dem heißen Atem der Großstadt.

Und wieder rollte und lärnte es Straßen auf, Straßen ab — die Menschenflut schob und drängte unaufhörlich vorwärts. Alles war in Hast und Eile, alles drängte und jagte.

Leberecht sprach auf seinen Vater ein, doch dieser schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nicht jetzt, mein Junge, man kann ja sein eigen Wort nicht verstehen.“

„Wie gefällt dir das Berliner Leben?“ lächelte Leberecht.

„Fürchterlich — dieser Lärm, diese ewige Hetzjagd.“

„Die Leute haben eben alle keine Zeit,“ entschuldigte Leberecht.

„Kann sein, ich verstehe es nur nicht, daß man keine Zeit haben kann. Freilich, ich habe die Ewigkeit vor mir.“ —

Da öffnete Leberecht die Tür eines Restaurants und schob den alten Herrn hinein. Der kleine Speisesaal machte mit seinen einladend gedeckten Tischen, den flammenden Gaskronen und der vornehmen Ruhe, bei allem Verkehr, dessen sich das Lokal erfreute, einen behaglichen Eindruck.

„Gelandet,“ lächelte Leberecht, sich an der Seite seines Vaters in ein bequemes Ecksofa drückend, „und nun können wir hier in Ruhe plaudern.“

„He, Kellner, die Speisekarte!“ —

Zweites Kapitel.

Was sollte der Junge werden?

Als Leberecht in dem glücklichen Alter stand, wo der Mädchenkittel mit den ersten Höschen vertauscht wird, wurde bereits diese Frage erörtert, das heißt, er erörterte sie zwar nicht, aber sie bildete den unerschöpflichen Gesprächsstoff zwischen Vater und Mutter.

Nach fast zehnjähriger, kinderloser Ehe war Herrn Seifert und Frau nur dieser eine Sprößling geschenkt worden, und so wurde schon das Kommen des kleinen Weltbürgers gleichsam als Wunder aufgefaßt. Und so, wie er das Licht dieser Welt schaute und die weise Frau dem erfreuten Vater den strammen Duben verkündete, gab es natürlich neue Wunder. Wie er schrie, gedieh, gehen und sprechen lernte — das alles geschah mit Abweichung vom Herkömmlichen, war in der Meinung der Eltern aber noch nie dagewesen. Trotz alledem aber entwickelte sich das Bürschchen ganz normal und wurde ein ungezogener Schlingel, der sich just so wie andere Kinder in Wald und Feld umhertrieb, Vogelnester ausnahm und abends mit Löchern in der Jacke und einem staunenerregenden Hunger heim kam.

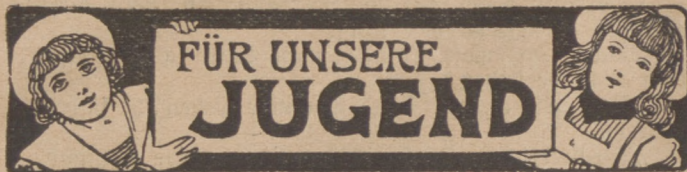
Frau Seifert aber erzählte noch immer ganze Bände über die Eigenschaften ihres Wunderkinds und wurde etwas pikiert, wenn Frau Wolf, die Bürgermeisterin, die schon sechs aufgezogen hatte, sie mit ihrem Jüngsten, Franz, der mit Leberecht in gleichem Alter stand, übertrumpfen wollte. Frau Rendant ging seitdem nur sehr ungern in die Kassees der Bürgermeisterin, die ihren Kuchen, wie sie behauptete, mit zuviel Wärme aufsekte, welcher ihr insofgedessen nicht bekäme.

Die beiden Männer, Bürgermeister Wolf und Rendant Seifert, kümmerten sich selbstverständlich nicht um Kinderstubenangelegenheiten, doch das gute Einvernehmen zwischen ihnen war durch die Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten getrübt worden. Der spanische Kronprätendent, Carlos von Spanien, hatte nämlich im Bürgermeister einen unerwarteten, wenn auch nicht einflußreichen Freund und Anhänger gefunden, der ihm am Bierisch lange Reden widmete, während sich Seifert ganz entschieden auf die Seite des Königs Alphons stellte. Wenn den Männern Alphons und Carlos die Galle erregte, erweckten in den Frauen Leberecht und Franz eiferfühlige Gefühle. Bürgermeisters skrophulöser Franz und ihr Leberecht — da war doch gar kein Vergleich, meinte Frau Rendant.

(Fortsetzung folgt.)



Nicht mehr zu sagen, als man wirklich weiß,
Ist eine Forderung, die gering erscheint,
Doch ist es schon weit schwerer, als man meint,
Zu wissen, was man denn im Grunde weiß?



FÜR UNSERE JUGEND

Im Glück geborgen.

Wie hat's ein kleines Kind so gut!
Es steht in seines Vaters Hut,
Die Mutter trägt es auf dem Arm
Und hegt es lieb und hält es warm.

Raum, daß es früh die Sonne weckt,
Ist auch sein Tischlein schon gedeckt,
Und wird es müde, und kommt die Nacht,
Ist längst sein Bett zurecht gemacht.

Es weiß von Sorgen nichts und Müht,
Darf gleich der Rosenknospe blühen,
Die sich am Licht entfalten soll,
Still, lieblich und geheimnisvoll.

Und seh' ich wo solch' liebes Kind,
Tret' ich ihm nah und schau geschwind
Ihm in die Augen tief hinein,
Als müßte drin der Himmel sein.

Und immer denk' ich dann zurück
An meiner eignen Kindheit Glück
Und ach, an sie, die mich gepflegt
Und treu bewacht und lieb gehegt.



Pottwalfang.

Heiter lachte die Sonne über das weite Weltmeer, ruhig gingen die Wogen, so erzählte ein alter Wallfischfahrer, alles war günstig für unseren Fang von Pottwalfischen, den wir im südlichen Eismeer betrieben. In zwei Booten waren wir von dem Schiffe abgestoßen, den mächtigen Kolossen nachzujagen, die sich in munterem Spiele umhertreiben, bald in die Tiefe tauchend, bald mit dem seltsam geformten Kopfe, mehr hoch, als breit, vorn hoch aufgetrieben und scharf abgestumpft, empor kommend. Bald schwammen sie langsam daher und bliesen aus dem Spritzloche einen starken Wasserstrahl in die Luft, den der Luftzug an der Spitze umbog und in feine Tröpfchen zerstäubte; bald standen sie gleichsam auf dem Kopfe, oder warfen die plumpen, in der Mitte unförmig aufgetriebenen Leiber mit dem schlanken Schwanz in die Luft. Zwanzig bis dreißig Meter lang ist das Männchen, das Weibchen nur halb so groß.

Dies lebhafteste Treiben durfte uns dennoch nicht abhalten, dem ernstesten Geschäfte der Jagd nachzugehen. Wir erkoren uns einen hübschen Burschen als Beute und hatten ihm bald die Harpune in den Leib geworfen. Die Wunde mußte tödlich sein, denn die Waffe saß gut. Mit gewaltigem Schwunge tauchte das Ungetüm in die Tiefe, die im Boote besetzte Leine von der Rolle nach sich ziehend. Wir aber ruderten eilig von dannen, denn der Pottwal kann gefährlich werden, und hat mit furchtbarem Stöße schon manches Schiff zum Versinken gebracht. Dann tauchte der Pottwal auf, beschrieb auf der Oberfläche gewaltige Kreise, tauchte wiederholt unter, immer die Leine nachschleppend. Aber die Kreise wurden allmählich kleiner, die Bewegungen langsamer, die Kräfte matter, und nach einer Stunde legte das Tier sich auf den Rücken, den schmalen, wie ein Deckel dünnen Unterkiefer weit aufsperrend. Als wir sahen, daß der Pottwal tot war, ruderten wir heran und versicherten uns desselben. Zu gleicher Zeit hob sich ein gewaltiger Pottwal ganz in unserer Nähe hoch in die Luft, erhielt aber von dem zweiten Boote aus eine Harpune, der er bald erlag. Nun kam das Schiff heran, an dessen Seite die Tiere befestigt und dann zerlegt wurden. Unter der glatten, glänzenden Haut liegt eine, mehrere Zoll dicke Speckschicht, welche abgetrennt wurde. Sie giebt guten Tran. Das

Wertvollste am Pottwal ist das Walrat, eine helle ölige Masse, welche im Innern des Tieres enthalten ist, und in der sechs bis zehn Kilo schwere, wachsartige Klumpen schwimmen, das Ambra. Diese Masse wird geschätzt und dient zur Bereitung von Wohlgerüchen. Das Fleisch selbst ist zähe und wenig wertvoll.



Aus der Schule.

Der kleine Patriot.

„Was willst du denn werden, Frißchen?“ fragt die Lehrerin. — „Ein Offizier, Fräulein!“ — „Ach, werde lieber keiner, da wirst du im Kriege tot geschossen. Was hast du denn davon?“ — „Was ich davon habe?“ ruft der kleine Patriot ganz entrüstet. „Die Ehre, fürs Vaterland gefallen zu sein.“



Allerlei Zeitvertreib.

Wie man Gedanken errät.

Der Ratende ist mit einer Person der Gesellschaft, von der man weiß, daß sie den Gedankenübermittler machen soll, im Bunde. Was aber zwischen dem Errater und dem Gedankenvermittler ausgemacht wird, darf kein anderer wissen. Der Ratende befindet sich, ohne irgend etwas zu sehen von den zu berührenden Gegenständen, hinter der Tür. Jemand aus der Gesellschaft kann nun einen Gegenstand berühren. Der Gedankenübermittler, welcher allein das Recht hat, Gegenstände zu berühren, wird nun, ehe er das bestimmte Ding berührt und laut nennt, zuvor einen Gegenstand aus Holz berühren; denn er hat mit dem Errater ausgemacht, daß er vor dem von der Gesellschaft bestimmten Objekte ein hölzernes nennen will. Das braucht nicht gleich zu geschehen. Es können beliebige Zwischenfragen gemacht werden. Z. B. Es ist das Tischtuch als berührt angenommen. Der Gedankenvermittler berührt eine Person und fragt laut durch die Tür: „Ist Kamerad K. berührt?“ Errater: „Nein.“ „Ist der Fußboden berührt?“ „Nein.“ (Jetzt weiß der Ratende, es wird der betreffende Gegenstand genannt, da der Fußboden von Holz ist.) Also: „Ist das Tischtuch berührt?“ — „Ja.“ — Bei einem zweiten Male kann der Gedankenübermittler vor der zutreffenden Frage einen Gegenstand von Glas nennen, beim dritten Spiele einen aus Metall. Dann kommt wieder Holz usw.



Rätsel und Aufgaben.

1. Mit **B** ist er zum Spielen,
Mit **S** gar oft zu fühlen,
Nicht wünsche ich ihn dir!
Mit **Ch** läßt er sich hören,
Mit **St** muß er gewähren
Wohnung so manchem Tier.
Mit **W** gibt er den Städten Schutz,
Und bietet oft den Feinden Trutz.

2. Zweimal ein Wörtlein seh', und schnell
Seh' dann dazwischen noch ein I;
Du fragst mich nun, was das bedeute
Ein süß Gericht und eine Menge Leute.

Scherzfrage. In welcher deutschen Stadt fließt ein afrikanischer Strom rückwärts?

Rechenaufgabe.

Ein Bauer wollte ein Duzend Stühle kaufen; der geforderte Preis erschien ihm aber zu hoch. Da sprach der Kaufmann: „So sollt ihr mir für den ersten Stuhl einen Pfennig geben, für den zweiten 3 Pfennige, für den dritten 9 und so fort für jeden Stuhl das dreifache des Vorhergehenden. Seid ihr das zufrieden?“ Da meinte der Bauer, ein gutes Geschäft zu machen und erklärte sich bereit, für diesen Preis die Stühle zu nehmen. Das Ausrechnen dauerte freilich etwas lange; und wie hoch belief sich die Summe, die der Bauer würde zu zahlen gehabt haben? (Auflösungen in der nächsten Jugend-Nummer.)